



Bild 1: Frühherbstliche Gräserweiten

## September – Die verhaßten Riesen



Allmählich neigt sich der Sommer dem Ende zu, und der Herbst läßt sich schon mit ersten gelben Blättern, die bereits an manchen Bäumen hängen, erahnen. Die Landschaft ist schon ein wenig eintöniger geworden (Bild 1), da die meisten Blumen ihre Zeit nun hinter sich haben. Die Früchte reifen, die Ernte wird eingefahren, und alles geht seinen gewohnten Gang – wenn da nicht ein subtiles, aber ernstes Problem lauern würde:

Wir leben in Zeiten des Klimawandels, und das bedeutet unter Anderem, daß die einheimischen Blumen jedes Jahr früher zu blühen beginnen und dementsprechend auch früher wieder aufhören. Für unsere Insekten, die ohnehin unter Pestiziden und Lebensraumverlust leiden, ist das eine Katastrophe, denn zu den Zeiten, in denen heutzutage die Hauptblüte in unserer Landschaft endet, ist es noch viel zu früh, als daß sie in die Winterruhe gehen zu können. Und so ergibt sich in den immer länger anhaltenden Sommern eine Jahr für Jahr größer werdende Hungerlücke, die das inzwischen allbekannte Insektensterben weiter verschärft.

Das klingt ziemlich aussichtslos. Und doch bietet die Natur den Insekten Möglichkeiten, über die Runden zu kommen. Zwar ist die Landschaft über weite Räume jetzt fast blütenleer, aber es finden sich doch immer wieder Flächen, die auch jetzt noch in geradezu spektakulärer Weise in Blüte stehen, und wo es brummt und summt. Es handelt sich um hochwachsende, oft gigantisch erscheinende Stauden, die – weil sie lange brauchen, um ihre beeindruckende Biomasse aufzubauen - jetzt erst spät im Jahr zur Blüte kommen.



Bild 2: Riesengoldruten *Solidago canadensis* zwischen abgeblühten, samenwerfenden Disteln

Leider hat die Sache einen Haken: Bei diesen spätblühenden Riesen, die unseren Insekten Rettung bieten, handelt es sich fast ausschließlich um Neophyten, also Pflanzen, die erst der Mensch nach Mitteleuropa gebracht hat, und die danach verwildert sind (Bild 2). Da diese Arten eine stattliche Erscheinung aufweisen und oft auch prächtig blühen, fallen sie natürlich sofort ins Auge, und diese Auffälligkeit wird dann gerne so gedeutet, daß diese hemmungslosen Gewächse unsere ganze Natur überwuchern und alles Einheimisches verdrängen. Immerhin gilt ja bei Exoten das Prinzip: „*Schuldig bei Verdacht!*“. Natürlich jagt die schiere Größe und Wuchskraft solcher Arten uns erst mal ins Bockshorn. Da sie – wie das ultimative Totschlagargument lautet – ja sowieso nicht hierher gehören, bleibt als Schlußfolgerung nur: Weg damit!

Und so machen sich immer wieder Freiwilligentrupps auf, um die Natur zu retten und dafür die vermeintlichen Monsterpflanzen zu beseitigen und dabei oft genug nur verwüstete Vegetation hinter sich lassen. Macht das Sinn? Vor allem, wenn damit auch noch den Insekten die Notnahrung genommen wird? Mit ökologischen Notwendigkeiten haben solche eher auf unbewußten Ängsten und allzu oft auch latenter Fremdenfeindlichkeit basierenden Haltungen nichts zu tun.

Schaut man sich die Landschaft einmal unvoreingenommen an, dann stellt man schnell fest, daß es die überwucherten Landschaften gar nicht gibt, sondern eine Fülle unterschiedlicher Lebensräume, in denen je nach Bedingungen unterschiedliche Arten zur Vorherrschaft gelangen. Daß dabei manche Flächen auch Bedingungen bieten, an die dann auch mal ein Immigrant am besten angepaßt ist und deshalb dort zu besonderer Häufigkeit gelangt, sollte uns nicht wundern, insbesondere nicht in einer vom Menschen bis zur Unkenntlichkeit der ursprünglichen Bedingungen veränderten Umwelt.



Bild 3: Das Drüsige Springkraut *Impatiens glandulosa*

Bild 4: Springkrautbestand, der vermeintlich alles verdrängt hat ...





Bild 5: ... und wie es bei näherem Hinsehen wirklich aussieht.

Zum Beispiel das Drüsiges Springkraut: Es ist eigentlich nicht größer als einheimische Hochstauden wie etwa Wegröschen auch, aber es fällt sehr stark in's Auge, wenn es in großen Beständen seine prächtigen Blüten öffnet (Bild 3). Deswegen hatte man es auch einst aus seiner indischen Heimat nach Europa geholt, wo es als „Orchidee des kleinen Mannes“ bald eine Karriere als Sommerblume in den Gärten antrat. Inzwischen sagt man ihm aber nach, es würde ganze Flußauen vereinnahmen und die angestammte Vegetation verdrängen.

Die schlichte Wahrheit ist: Das kann es gar nicht! Wo das Drüsiges Springkraut wächst, bildet es in der Tat größere Bestände, aber wirklich landschaftsprägend sind die eigentlich nicht, sondern treten eher stellenweise auf. Hinzu kommt, daß das Drüsiges Springkraut einjährig ist und jedes Jahr erneut offene, konkurrenzfreie Stellen finden muß, wo es überhaupt aufkeimen kann. Das ist dann oft in Flußauen der Fall, wo in Hochwassern immer wieder frischer Schlamm abgelagert wird, der noch nicht von konkurrierenden Pflanzen durchwurzelt ist. Ausdauernde Pflanzen, die unsere Vegetation ja beherrschen, kann es auf diese Weise nun wirklich nicht verdrängen. Wenn es allerdings einen Wuchsort findet, wächst es zu einer stattlichen Pflanze heran, so daß ein oberflächlicher Eindruck entstehen kann, daß an seinen Wuchsorten nichts anderes mehr vorkommt (Bild 4). Schaut man jedoch genauer hin, wird man unter dem Schirm der Springkräuter die angestammte ausdauernde Vegetation finden (Bild 5), die im Herbst nach Abwelken der Springkräuter unversehrt wieder zum Vorschein kommt. Es gibt durchaus wissenschaftliche Abhandlungen, die das belegen, und durch wissenschaftliche Abhandlungen belegt ist ebenfalls, daß das Drüsiges Springkraut zu seiner Blütezeit die Hauptnahrungsquelle für unsere Hummelarten ist. Das Drüsiges Springkraut zu bekämpfen, macht also keinen Sinn, beraubt aber die Hummeln einer unverzichtbaren Nahrungsquelle!



Bild 6: Das Kleinblütige Springkraut *Impatiens parviflora*

Bild 7: Bestand des Kleinblütigen Springkrauts in einem Buchenwald



Ein weiteres Springkraut ist das Kleinblütige (Bild 6), das aus den Gebirgen Zentralasiens kommt. Über diese Art hat sich eigentlich noch niemand so richtig aufgeregt, wahrscheinlich deshalb, weil es nicht empörend auffällig ist. Deutlich kleiner gebaut, kann es tatsächlich flächendeckende Bestände in schattigen Wäldern bilden (Bild 7). Es gehört zu den ganz wenigen Neuzuwanderern, die sich in natürlichen Pflanzengemeinschaften einbürgern konnten und nicht wie das Gros an von menschlichen Aktivitäten und Störungen geprägten Standorten. Das ist ihm allerdings nur deshalb gelungen, weil die ökologische Nische, die es in unseren Wäldern einnimmt, nicht besetzt war. Wenn Buschwindröschen und andere Vorfrühlingsblüher ihr Wachstum abgeschlossen haben, bliebe der Waldboden im Sommer weitgehend frei von krautigem Bewuchs. Sommerblumen sind in unseren Wäldern rar, und in genau diese Nische ist das Kleinblütige Springkraut – nun ja - gesprungen. Verdrängt worden ist auch hier nichts.

Übrigens gibt es durchaus auch eine einheimische Springkrautart, das Großblütige (Bild 8), das in feuchten Au- und Sumpfwäldern vorkommt und wegen seiner bei Berührung aufspringenden und Samen schleudernden Kapseln auch Kräutchen-rühr-mich-nicht-an heißt. Immerhin besteht aufgrund der anderen Blütenfarbe und der früheren Blütezeit bei Klein- und Großblättrigem Springkraut kaum die Gefahr, daß sie mit dem Drüsigen Springkraut verwechselt werden und bei Ausrottungsaktionen ebenfalls beseitigt werden.

Das sieht beim Bärenklau schon anders aus. Auch hier stehen sich eine einheimische und eine

Bild 8: Das Großblütige Springkraut *Impatiens noli-tangere*





Bild 9: Wiesenbärenklau *Heracleum sphondylium* im Massenbestand

zugewanderte Art gegenüber. Die einheimische Art ist der Wiesenbärenklau, der durchaus größere Bestände bilden kann (Bild 9) und dann auch immer wieder mal gleich mit bekämpft wird, wenn es eigentlich um die andere, die eingebürgerte Art geht, die aus dem Kaukasus stammt.

Gemeint ist der Riesenbärenklau, auch Herkulesstaude genannt (Bild 10), inzwischen wohl jedem bekannt als eine der großen Problempflanzen schlechthin, eine Pflanze, zu der immer wieder mal ein Bericht im Fernsehen gezeigt wird, in dem eine Grabesstimme zum Ende des Films mit einem Schwenk über einen Herkulesstaudenbestand dämonisierend verkündet: „*Hier kann nichts mehr leben*“. Ach, wirklich?

Richtig ist, daß von der Pflanze durchaus eine Gefahr für verbrennungsartige Hautreizungen ausgeht, wie in den Medien oft wiedergegeben. Aus diesem Grunde ist es sicher angebracht, Riesenbärenklau-Bestände in der Nähe von Kindergärten, Schulen oder Ähnlichem zu beseitigen. Dies liegt dann aber in der Verantwortlichkeit der Gesundheitsbehörden und nicht des Naturschutzes.

Ansonsten ist der Riesenbärenklau eine beeindruckend große Pflanze, die deshalb jedenfalls früher auch gerne in Gärten kultiviert wurde. Inzwischen hat sie sich jedoch an vielen Stellen unserer Landschaft angesiedelt und hat einen schlechten Ruf. Wie konnte es dazu kommen?

Es waren die Imker, die den Riesenbärenklau in unserer Landschaft ausgesät haben, durchaus auf Empfehlung landwirtschaftlicher Beratungsdienste. Denn eigentlich ist die Hungerlücke der Insekten, die sich gerade verstärkt, schon länger bekannt; und sie betrifft auch Honigbienen. Als sogenannte Spättrachtpflanze wurde der Riesenbärenklau also in der Landschaft angesiedelt. Das weite Vorkommen der Pflanze zeigt, wie gut das Experiment der Imker gelungen ist. Ironischerweise hat sich dann heraus gestellt, daß Honigbienen den Riesenbärenklau meiden, im Gegensatz allerdings zu



Bild 10: Riesenbärenklau  
*Heracleum mantegazzianum*

Wildbienen und anderen Insektenarten. Damit weist der Riesenbärenklau einen zweifelsfreien Nutzen für die Natur auf.

Und die Probleme, die er macht?

Ungeachtet reißerischer Berichte in den Medien geht vom Riesenbärenklau kaum ein ökologisches Problem aus, da er sich als stickstoffhungrige Pflanze in erster Linie in Pflanzengemeinschaften von Brennessel (Bild 11) und Giersch (Bild 12) ansiedelt, die in keiner Weise bedroht sind, sondern selber mit einer kaum zu bremsenden Konkurrenzkraft ausgestattet sind. Wenn es irgendwo bedrohte Pflanzenarten gegeben haben sollte, wo jetzt Riesenbärenklau steht, dann haben in der Regel Giersch und Brennessel diese längst verdrängt,

bevor der Riesenbärenklau eingewandert ist. Wie der Riesenbärenklau reagieren nämlich auch die einheimischen nährstoffhungrigen Arten auf eine gravierende Veränderung unserer Landschaft und breiten sich gleichermaßen vehement aus: Die Nitrifizierung, das heißt, die Übersättigung unserer Landschaft mit Stickstoff (und anderen Nährstoffen) aus Industrie- und Autoabgasen, vor allem aber aus landwirtschaftlichen Quellen.

Diesem Umstand verdanken wir auch den Topinambur, der ebenfalls für sein gewaltiges Wachstum eine entsprechend üppige Nährstoffversorgung benötigt (Bild 13). Er hat keinen einheimischen Verwandten, sondern gehört zu den Sonnenblumen, die allesamt aus der Neuen Welt stammen. Er bildet eine ausdauernde Knolle mit vielen Ausläufern aus, die ihn zu einer Wucherpflanze machen, so daß er in seiner Heimat den Ureinwohnern als einfach zu kultivierendes Grundnahrungsmittel diente.





Bild 11: Große Brennnessel *Urtica dioica*

Bild 12: Giersch *Aegopodium podagraria*





Bild 13: Topinambur  
*Helianthus tuberosus*

Nach Europa kam er, weil französische Siedler in Kanada von den Knollen, die ihnen in einer Hungersnot das Leben gerettet hatten, welche in die alte Heimat schickten. Auch in Deutschland wurde er bald als Nahrungsmittel genutzt, aber später von der Kartoffel verdrängt. Ins Freiland kam er wohl, weil die Jäger ihn auf Wildäckern angebaut haben, zu einer Zeit, als Wildschweine noch selten waren. In der Hungerszeit der Nachkriegsjahre wurde er auch wieder für die menschliche Ernährung herangezogen, und ebenso im Rahmen der naturnäheren, alternativen

Lebensweise von heute. Und doch kann man schon nachdenklich werden, wenn längere Partien an den Feldrainen oder gar ganze Maisäcker von Topinambur eingenommen werden, die zudem auch bis zu vier Meter hoch werden können. Gleichwohl zeigt die Erfahrung, daß früher oder später auch die imposanten Topinambur-Bestände wieder zurückgehen, wenn sie die benötigten Nährstoffe im Boden aufgezehrt haben. Nur dauert das ein Weilchen.

Also seien wir mal ehrlich: Die um sich greifende Ausbreitung von konkurrenzstarken, von hoher Nährstoffzufuhr abhängigen Riesenstauden wie Topinambur und Riesenbärenklau ist nicht viel Anderes als die Anpassung der Vegetation an die neuen Verhältnisse. Diese Riesenstauden sind lediglich Symptom für ein durchaus tiefgreifendes Übel. Diese Pflanzen konnten sich in unserer



Bild 14: Agrarlandschaft von heute

Landschaft ausbreiten, weil sich die Landschaft verändert hat. Tatsächlich ist der Vorgang nicht anders zu bewerten als seinerzeit die Einwanderung von Arten wie Klatschmohn, Kornblume und Kamille, als sich unsere Landschaft von einem ursprünglich fast geschlossenem Waldland in eine Feld- und Wiesenflur wandelte - alles Arten, die wir heute ihrer Schönheit wegen schätzen und für naturschutzwürdig betrachten, obwohl auch sie nicht einheimisch sind.

Der heutige Landschaftswandel besteht in der Ausbreitung einer neuen, hochgradig technisierten

Bild 15: Gülle





Bild 16: Extra für Insekten angelegte Blühfläche mit vernachlässigbarem Anteil einheimischer Arten

Landwirtschaft, die weite, endgültig steril wirkende Flächen schafft (Bild 14), durchsetzt mit fabrikartigen Bauten wie Agrargaskonvertern und Legebatterien und Mastställen. Diese durchindustrialisierte Landwirtschaft flutet die Landschaft mit Gülle und anderen Düngern (Bild 15), und es ist dieses Übermaß an Nährstoffen, das Riesenstauden überhaupt erst ihre Existenz in unserer Landschaft ermöglicht.

Tatsächlich erhöhen die genannten Neophyten die Biodiversität der modernen Ackerbaulandschaft (so unerfreulich dieser Landschaftstyp auch sein mag), die ohne solche Pflanzen in hohem Maße aus Acker-Einöden ohne jegliche Begleitflora bestehen würde. Statt kurzfristiger Ausrottungskampagnen ist es sinnvoller, die Landwirtschaft wieder zu einer vernünftigen Wirtschaftsweise zurückzuführen und die Stickstoffübersättigung unserer Landschaft aufzuhalten.

Ohne die Stickstoffüberflutung unserer Landschaft durch Gülle und Dünger verlören auch die Riesenstauden ihre Wuchskraft und verschwänden nach und nach wieder ganz von selbst aus der Landschaft und zögen sich auf wenige Reststandorte zurück, wo sie niemanden störten. Sie aber direkt zu bekämpfen, bedeutet nur ein Herumdoktern am Symptom und macht unter den gegebenen Umständen nicht viel Sinn.

Einstweilen bieten die viel geschmähten Neophyten jedoch einen veritablen Notanker für die hungernden Insekten, und deshalb sollten wir sie milder betrachten.



Bild 17: Herbstastern *Symphyotrichum novi-belgii*

Die allgegenwärtige Ablehnung dieser Arten rutscht vollends ins Absurde, wenn man dieselben Leute, die im Brustton der Überzeugung Neophyten bekämpfen gehen, dann dafür plädieren hört, den armen Insekten etwas Gutes zu tun, indem man Blühflächen anlegen soll. Mal abgesehen davon, daß man ein solches Vorgehen ohnehin als einen Sieg des Gartenbaus über den Naturschutz werten kann, enthalten solche Blühflächen normalerweise einen geringeren Anteil einheimischer Arten als selbst die von irgendwelchen Neophyten bewachsenen Flächen (Bild 16). Wie damit der einheimischen Natur gedient werden kann, bedürfte mal einer Erklärung. Da sind mir die Neophyten lieber, die ohnehin Teil unserer Landschaft geworden sind. Die halten sogar noch durch, wenn auch auf den künstlichen Blühflächen nichts mehr zu holen ist, bis spät in den Herbst, wenn als letzte im Reigen der ach so verhaßten Riesen die Herbstastern noch ihre Blumen bis in den tristen November hinein entfalten.